Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., den 1. März 1901. Jahrgang 21. No. 26.

Wochenspruch.

Verlier den Glauben an die Menschheit nicht
Und wahre treu der Jugend Ideale,
Scheu' das Gemeine! Schütz der Wahrheit Licht
Und die Idee stell' über das Reale.
Dein ganzes Sein durchweh' gerechter Sinn,
Unlautern Zwecken gieb Dich niemals hin,
Zu jeder Stunde denk und handle edel.

Friedrich Hoff.

Das gesprochene und das geschriebene Wort.

Vernimm ein Wort der Warnung: Sendest Du
Den Lieben in der Ferne Schrift und Kunde,
Nicht wähle — so Dir theuer ihre Ruh' —
Dazu des Unmuths nachtumhüllte Stunde.

Laß Deine Feder ruhen! Scheuch vorbei
Den Geist der Nacht auf seinem dunkeln Flügel!
Lös' erst den innern Mißklang und mach' frei
Von jedem trüben Hauch der Seele Spiegel!

Viel weniger Gefahr droht Dir das Wort
Klar soll d'rum jedes Wort und selbstbewußt,
Als reiner Klang aus Deiner Seele kommen.
Was Du dann Trübes auch verkünden mußt, —
Du hast den schärfsten Stachel ihm genommen!

Hermann Waldow.

Die Forelle.

Ein symbolistisches Märchen von E. von Madarasz.

Es war in einem silberklaren Bergbach der Schweiz, wo sie zum ersten Male das Licht der Sonne erblickt. Sie war so frisch und lebensfroh, wie nur eben eine an Leib und Seele — denn die Forelle hatte auch eine Seele — kerngesunde Forelle sein kann.

In dem majestätischen Tannenwalde des hohen Gebirges, von dem das Bächlein herniederrauschte, war in der ozonreichen Luft kein Atom Staub vorzufinden, und das Wasser des Bächleins war frei von allen Bazillen.

Die Sonne aber überfluthete mit ihren Strahlen den Wald, die Luft und den Bach. Und die Forelle spielte und badete sich in dem hellichten goldigen Sonnenschein, der ihr ganzes klares Wesen durchzuleuchten schien.

Oft warf sie auch einen Blick in den krystallenen Wasserspiegel des Baches und beschaute ihr eigenes Bild.

Sie war ein wenig eitel auf sich, die kleine Forelle. Sie gefiel sich, weil sie eben so rein — kurz, sie war es zufrieden, daß sie gerade eine Forelle war.

Das größte Vergnügen machte es ihr jedoch, sich auf die Fluthen des durch das Bergthal mit bebender rastloser Eile dahinrauschenden Wassers zu werfen und sich eine Strecke mitreißen zu lassen.

Dabei aber lauschte sie dem Geplauder der Wellen.

Sie sprachen von ihrem Endziele, einer großen, in ihren Tiefen unermeßliche Schätze bergenden See, die in fortwährendem Gähren und Sieden einer Feuerfluth ähnlich sähe und ihre Wellen bis an das Himmelsgewölbe schlüge.

Sie sollte der Schauplatz von ewigen Kämpfen und Stürmen sein, in ihr jedoch sollten starke und muthige Geschöpfe hausen, die in allen Kämpfen Sieger blieben, und die sich auf die Gipfel der mit den Sternen in gleicher Höhe stehenden Felsen schwängen und allen Stürmen Trotz böten.

Die Wellen nannten die große See die „Welt“, und das Treiben in ihr „Leben“.

Da erfaßte die kleine Forelle ein namenloses Verlangen . . . Sie wollte sich auch in der glühenden Fluth mit den unermeßlichen Schätzen baden. . . Sie wollte sich auch auf die Gipfel schwingen, wollte den Stürmen des Meeres Trotz bieten —— die dumme kleine Forelle!

Die Wellen des Bächleins aber flüsterten und lockten:

„Komm' mit, komm' mit!“

Und sie ließ sich von ihnen immer weiter und weiter fortführen, bis sie den Weg zu dem Bergbach nicht mehr zurückfinden konnte.

So kam sie in das Weltmeer.

Wie groß war aber ihre Enttäuschung!

Wo waren denn die starken, heldenhaften Geschöpfe, nach denen sie ihre Sehnsucht trieb, geblieben?

Und wer genoß die unermeßlichen Schätze des Meeres?

Ja, es wimmelte in dem Meere von Millionen von Geschöpfen der verschiedensten Art, die sich aber alle darin glichen, daß sie sich gegenseitig rieben, stießen und sogar — vertilgten.

Und dies fieberhafte, rücksichts- und erbarmungslose Ringen nannte man den Selbsterhaltungstrieb und den Kampf um's Dasein. Und hier galt nur ein Recht, nicht das Recht des Tapfersten, sondern das des Stärksten!

Und die Letzteren gehörten nicht immer auch der edelsten Rasse an.

Oft sah die Forelle große, dickhäutige Geschöpfe, die vorher im Schlamm gewühlt, plötzlich — von allen beneidet — mit ihrer enormen Beute auf der Oberfläche des Wassers erscheinen.

Auch beobachtete sie manchen edelen Fisch, wie er sich nur mit Mühe emporarbeitete, einem dürftigen Bissen nachjagend, der ihm dann noch im letzten Augenblicke von einem dicken Frechling weggeschnappt wurde.

Mitunter kam es auch vor, daß die Wogen des Meeres plötzlich ein Geschöpf aus der unbekannten Tiefe mit einem Ruck auf die Oberfläche brachten, ja es sogar direkt auf die Beute warfen.

Von diesen hieß es sodann, sie hätten Glück.

Die Forelle hatte aber kein Glück. Auch war sie zu zart den Stürmen und Kämpfen des Meeres gegenüber. Es überkam sie ein unendliches Bangen.

In dem Gewühl von Millionen fühlte sie sich so ganz sich selbst überlassen und vereinsamt. So darbte sie schließlich an Leib und Seele in dem Meere mit den unermeßlichen Schätzen.

Der Sturm warf sie auf das Trockene, und sie drohte in dem seichten, von der Ebbe zurückgelassenen Gewässer zu ersticken. Da gewahrte sie unmittelbar neben sich einen Teich.

Das Wasser des Teiches war nicht klar, aber die Forelle war so müde und so hungrig, und sie wollte noch nicht sterben. So huschte sie in den Teich hinein. Da war es so mollig, und sie fand auch Nahrung, und sie ruhte sich auf dem schlammigen Rasen aus.

Sie betrachtete die Einwohner des Teiches. Wie das doch komische Geschöpfe waren, die Frösche! Und wie sie in dem trüben Wasser so stolz und froh dahinwateten, als ob sie von ihrem Froschthum gar nichts wüßten, sondern gar glaubten, Forellen zu sein! Dann jedoch schämte sie sich ihres Spottes. Es packte sie ein tiefes Mitleid mit den niedrigen Geschöpfen. Denn es war doch zu traurig, daß auf der Welt nicht alles Forelle sein konnte.

Auch schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, wie Manche doch so dumm wären, zu behaupten, daß die Forelle im Sumpfe nicht zu leben vermöge. Sie war doch eine Forelle und lebte im Froschteich und fühlte sich wohl.

Zu Anfang hat es ihr zwar vor den mit Schlamm bedeckten Bissen etwas gegraut, die ihre Nahrung waren, dann jedoch hat sie sich an das alles gewöhnt. Kurz, sie hat sich in dem trüben Wasser akklimatisirt.

Ueber dem Teiche aber schwebte ein fortwährender dichter, undurchdringlicher Nebel.

Es gibt jedoch Zeiten, wo die Sonne alle Nebel durchreißt und selbst die verborgensten Moräste mit ihren Strahlen aufsucht. So beleuchtete sie eines Tages auch den Froschteich.

Aber selbst in den dumpfesten Sümpfen ist noch ein Tropfen klares Wasser vorzufinden, um so eher in einem nur trüben Teiche.

Die Forelle freute sich des Sonnenscheines, und da sie eben an so einen kleinen klaren Wasserspiegel herangeschwommen war, konnte sie nicht umhin, einen Blick hineinzuwerfen.

Doch welcher Schreck!

Das Bild, das ihr der kleine Wasserspiegel widerstrahlte, zeigte keine Forelle mehr, sondern war dem eines Frosches auf's Haar ähnlich.

Ihr Körper war mit grünem Schlamm bedeckt, und indem sie sich im Sumpf akklimatisirt hatte, schien sie sich selbst in einen Frosch verwandelt zu haben.

Da packte sie ein entsetzliches Grauen und ein namenloser Ekel vor sich selbst. Sie wollte sich nicht mehr von der Sonne bescheinen lassen, sondern tauchte in die Tiefe und stürzte mit aller Kraft mit dem Kopfe an einen spitzen Stein auf dem Grunde des Teiches.

Mit dem Prall an den Stein war aber die Larve des Frosches sammt allem daranklebenden Schlamm von ihr gewichen, und der kleine Leichnam, den die Sonne nachher am Rande des Teiches mit ihrem klaren, warmen Schein bestrahlte, war doch der einer Forelle.

Das Traujahr.

Novellette von Hans Hyan.

Frau Elise Lanoir war soeben von einem Ausgang zurückgekehrt. Sie dachte — ja, wer weiß, was eine junge Frau, die Wittwe ist, und sich manchmal ein bischen langweilt, alles in ihrem hübschen Kopf umherwälzt! . . . Dabei stützte sie die Rechte im schwarzen Seidenhandschuh auf den kleinen Acajoutisch, der mitten im Salon gerade unter dem venetianischen Kronleuchter stand.

Indem ging die Thür des Vorzimmers, und mit einem Schritt, so leicht, daß man ihn diesem kräftigen Geschöpf gar nicht zugetraut hätte, trat Laura von Niegendorf unter der hellfarbenen Sammetportiere hervor, in den Salon.

„Verzeih, daß ich mich nicht erst habe anmelden lassen, aber unter Verwandten . . .“

„Ist das überflüssig, gewiß, liebe Laura!“

„Du bist doch allein, Elise?“

Die merkwürdig dunklen und scharfer Augen des stattlichen Mädchens flogen im Zimmer hin und her.

„Ganz allein, Cousinchen. Willst Du mir etwas anvertrauen?“

„Ich . . . ach nein, ich wollte nur einmal sehen, ob Du schon wieder zu Hause bist.“

„Das Lügen gelingt ihr wirklich nicht!“ dachte die junge Frau, während sie die Handschuhe abstreifte, unter denen schmale, weiße Hände zum Vorschein kamen. Inzwischen sagte sie ein paar verbindliche Worte zu dem jungen Mädchen, das enttäuscht schien und sich offenbar Mühe gab, das Gespräch auf einen ganz bestimmten Punkt hin zu dirigiren.

„Fühlst Du Dich denn gar nicht einsam, immer so allein, Elise?“

Die junge Wittwe merkte recht gut, wo das hinaus sollte.

„Aber gar nicht, liebes Herz. Du weißt, für große Gesellschaften habe ich nie geschwärmt.“

„Nun ja, aber . . . man muß doch . . . irgend jemand muß man doch haben, mit dem man sich aussprechen kann.“

„Dafür hab' ich meine gute, alte Schwiegermama . . . wenn ich mit der zusammen bin, nimmt das Aussprechen gar kein Ende . . . wenigstens von ihrer Seite! Außerdem besuchst doch Du mich!“

Die junge Frau bog bei diesen Worten ihr blondes, chic frisirtes Haupt ein wenig zur Seite und sah ihre Cousine lächelnd an . . . Schließlich, warum sollte sie ihr denn den Gefallen nicht thun?

„Und dann — hab' ich doch auch meinen Freund, den Hauptmann.“

Dem jungen Mädchen stieg ein verrätherisches Roth in die Wangen. Indessen bemühte sie sich, so gleichgiltig, wie möglich, auszusehen. An Frau Elise vorüberschauend und mit einer Quaste ihres Sessels spielend, fragte sie:

„Meinst Du nicht, daß man seine häufigen Besuche bei Dir mißdeuten könnte?“

„Wer sollte denn, Laura? In der Hinsicht habe ich mich überdies etwas emanzipirt . . . Die Hauptsache ist doch, daß man vor sich selber vorwurfsfrei dasteht . . . Aber Du entschuldigst mich jetzt für ein paar Minuten, nicht wahr? Ich will nur mal in die Küche hinaussehen, die neue Köchin findet sich gar nicht zurecht, es ist beinahe schon langweilig!“

Laura von Niegendorf sah den graziösen Bewegungen der schlanken Gestalt voll heimlichen Neides nach. Ach, was hätte sie darum gegeben, etwas weniger robust zu sein! Unmuthig sprang sie auf und ging an den Krystallspiegel, der über einer kleinen, mit tabakfarben gerippter Seide bezogenen causeuse hing. Und wie ihr aus dem geschliffenen Glase im schwindenden Tageslicht ihr blühendes Gesicht entgegenblickte, mit der rothbraunen Haartrone, da wurde es in ihrem Herzen wieder ruhiger. Nur hätte sie sich gern noch besser gesehen. Die beginnende Dämmerung ärgerte sie. Sie rief das Mädchen.

„Ach machen Sie doch bitte Licht!“

Und dann, als das Mädchen ihrem Befehl nachkam:

„Ist denn meine Cousine draußen noch nicht fertig?“

„Die gnädige Frau läßt bitten, sie noch etwas zu entschuldigen.“

„So, dann will ich . . .“

Die Entreeglocke ging, und als die Zofe hinauslief und öffnete und draußen eine Stimme hörbar wurde, die Laura nur zu gut kannte, da ergriff die Horchende ein Beben.

Eine Minute später trat Hauptmann Hochstätter ins Zimmer.

Es gelang Laura, seine Begrüßung heiter zu erwidern.

„Meine Cousine ist noch mit ihrer Wirthschaft beschäftigt,“ erklärte sie. „Sie müssen schon so lange mit mir vorlieb nehmen, Herr Hauptmann.“

„Aber ich bitte, mein gnädiges Fräulein. Der Ausdruck „vorlieb nehmen“ ist doch da wirklich nicht statthaft.“

Eine kleine Pause entstand. Das junge Mädchen hätte sich ihrem Gegenüber so gern von einer angenehmen Seite gezeigt, und sie war sonst nicht einfältig. Aber jetzt fiel ihr absolut nichts ein. Und doch verbreiteten die von gelber Seide überhangenen beiden Ständerlampen eine so reizende Stimmung in dem behaglichen Gemach.

Zum Glück erinnerte sich der Hauptmann der Premiere eines Stückes, bei der er die junge Dame in einer Loge bemerkt hatte. Er sprach davon, aber weit reichte auch dieses Thema nicht. Und eine neue Pause entstand, in der Laura von Niegendorf, die solch ein Alleinsein mit dem Hauptmann heimlich oft heiß ersehnt hatte, nichts ängstlicher wünschte, als daß ihre Cousine sie durch ihren Eintritt von der Qual befreie, sich mit ihm über gleichgiltige Dinge unterhalten zu müssen.

Der Hauptmann griff die Unterhaltung wieder auf und fing von einem in Aussicht stehenden Fest in der japanischen Gesandtschaft an. Aber er war auch nicht bei der Sache.

Bisher hatte ihm Laura von Niegendorf immer den Eindruck eines großen, unbeholfenen und viel zu stürmischen jungen Mädchens gemacht. Heute, wie sie so still vor ihm saß, mit ihren großen, dunklen Augen, die von einem inneren Feuer leuchteten, und die sie jedesmal scheu aufschlug, wenn sie sich unbeobachtet glaubte — heute erlitten seine bisherigen Eindrücke von ihr eine sonderbare Verwirrung. Er fand sie nicht mehr unschön, ihr mächtiges, in dem Licht der beiden Lampen noch mehr rothschimmerndes Haar erregte seine Bewunderung, und dieser vierzigjährige Junggeselle merkte es gar nicht, wie der heiße Zauber des in verschwiegener Leidenschaft glühenden Mädchens sich langsam auf sein Empfinden übertrug. Der Bann, der diese beiden so unmerklich umstrickte, brach erst, als Frau Elise in die Thür trat.

Mit einem Lächeln, das sie schön machte, fragte sie:

„Haben Sie meine Cousine gut unterhalten, Hauptmann?“

„Ich fürchte nein, Frau Elise . . . Das gnädige Fräulein ist heute ausnehmend schweigsam.“

„Aber nein! . . . ich weiß nicht, ich hatte das Gefühl, als hätte der Herr Hauptmann Dich zu sehen erwartet, Elise.“

Laura war über das, was sie da eben gesagt hatte, selber erschrocken; auch den andern war es peinlich, aber im richtigen Takt machte die junge Wittwe der Situation dadurch ein rasches Ende, daß sie, in die Hände klatschend, ausrief:

„Allons! Plaudern wir also jetzt desto vergnügter! Und Sie, Herr Hauptmann, haben dabei das Versäumte nachzuholen . . . Sie bleiben doch zum Thee, nicht wahr? . . . und Du auch, Laura?“

„Nein, danke, Elise, ich auf gar keinen Fall! Ich habe Mama versprochen, daß ich zur Zeit wieder da bin . . . wir erwarten selbst Besuch.“

„Dann werde ich mir gestatten, das gnädige Fräulein zu begleiten.“

„Ich danke, Herr Hauptmann . . . Nein ich muß Sie wirklich recht sehr bitten, sich meinethalben nicht zu bemühen! . . . Elise ist so freundlich, und giebt mir ihr Mädchen mit, nicht wahr?“

„Gewiß, wenn Du durchaus fort willst . . . Aber es ist schade . . .“

Laura schüttelte nervös den Kopf. Sie hatte nur den einen Wunsch: fort von hier! Eine so bittere Traurigkeit erfüllte ihr Herz, daß sie kaum die Thränen zurückhielt.

Als sie fort war, meinte Frau Elise noch einmal:

„Schade, daß sie schon gegangen ist! Ich mag sie gern. Ihr ganzes Wesen hat so etwas Urwüchsiges, man hat das Gefhül, als ginge ein fortwährender Strom von Kraft von ihr aus.“ Und mit ihrem schlimmen Lächeln fügte sie hinzu: „Nun müssen Sie sich mit mir allein begnügen!“

Der Hauptmann strich seinen blonden Vollbart und lachte herzlich. Dann, sich der jungen Wittwe gegenüber in einen Fauteuil niederlassend, meinte er launig:

„Das hat Ihre Cousine vorhin auch gesagt.“

Sie biß sich ein wenig auf die Lippen.

„Muß man denn immer originell sein, lieber Freund?“

„Im Gegentheil! Mir gefallen die sogenannten Originale nur sehr selten . . . Und ich möchte noch weiter gehen und sagen: auch die Handlungen und Entschlüsse, die mit dem Anstrich der Originalität auftreten, finde ich abgeschmackt . . . Ja . . . Aber Sie haben mir doch meine Bemerkung nicht übel genommen, Frau Elise?“

„Seh' ich denn so aus?“

Er sah sie an, und der Blick in die verheißungsvolle Lieblichkeit ihrer Züge ließ ihn das Mädchen vergessen, dessen wortlose Sehnsucht noch vor wenig Augenblicken sein Herz nicht ganz umsonst bestürmt hatte. Auch jetzt wieder breitete das goldige Licht der seidenverhangenen Lampen seine Traumstimmung über das Gemach; das gesprochene Wort wurde unwillkürlich leiser, und die sacht klingenden Schwebungen der Seele, die der Tag ungehört verhallen läßt, fanden in diesem sanftwarmen Dämmerweben willige Ohren.

Und dennoch kam nicht das erlösende Wort, beide schienen sehr ergriffen. Er sah die geliebte Frau mit heißen Blicken an, dabei spielte seine Linke nervös mit den zusammengelegten weißen Handschuhen. Die vorsichtige Zurückhaltung des Mannes, vielleicht gerade dasjenige, was Elise am meisten an ihm gefiel, schien auf einmal verschwunden.

Und das verursachte der jungen Frau ein Unbehagen, über das sie sich nicht klar wurde. Sie wäre sicherlich entrüstet gewesen, wenn man ihr gesagt hätte, sie sei in diesem Moment eifersüchtig auf Laura von Niegendorf. Und doch war der Widerwille, den seine feuchtschimmernden Augen und die Unruhe seiner Hände ihr jetzt einflößten, nichts anderes als ein heftiger Protest ihres Gefühls gegen eine Aufwallung, die nicht sie selbst, sondern jene andere in ihm entfacht hatte.

Als er dann von seiner traurigen Einsamkeit sprach und von seinem Wunsch, ein Wesen zu finden, das ihn verstehen würde und ihm gut wäre — da hatte er sein Spiel schon verloren.

Aber er merkte von alledem in seiner Verliebtheit nichts. Er kniete neben ihr nieder, nahm ihre Hände und bat sie mit den zärtlichsten Worten, seine Frau zu werden.

Sie schwieg und schüttelte nur leise den Kopf.

„Ich will alles thun für Sie . . . alles . . . Sie sollen über mich gebieten, wie . . . ach, Elise!“

„Ich kann nicht . . . nein . . . jetzt nicht . . .“

„Und warum? . . . Sagen Sie mir doch wenigstens, warum? !“

Sie zuckte die Achseln. Noch waren es zwei Monate bis zum Ablauf ihres Trauerjahres; war es nicht eine Taktlosigkeit von ihm, vorher überhaupt nur zu fragen? !

Aber nun kam er selbst darauf.

„Die Trauer um Ihren Gatten kann es doch nicht sein, Frau Elise, Sie haben mir selber erzählt, daß Sie ein Opfer brachten mit dieser Ehe . . . und wenn das Trauerjahr auch noch nicht ganz herum ist . . . wir kennen uns doch schon so lange . . .“

Ihre Mienen verdüsterten sich immer mehr.

„Sind Sie mir denn böse?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf, aber die Falten auf der weißen Stirn straften sie Lügen.

„Ich muß endlich Gewißheit haben, Frau Elise,“ fuhr der Hauptmann bewegt fort, „und wenn Sie mir auch nur ein klein wenig gut sind, so sagen Sie wenigstens, ob ich hoffen darf?“

Mit einer Hast, die ihr sonst nicht eigen war, fast brüsk, erhob sie sich.

„Wenn es Ihnen recht ist, Herr Hauptmann, so sprechen wir jetzt von etwas anderem!“

Hauptmann Hochstetter war aufgesprungen und einige Schritte zurückgewichen in dienstlicher Haltung, nur den Kopf ein bischen vornüber, stand er vor ihr.

„Wie Sie wünschen, gnädige Frau . . . Aber,“ er zog seine Uhr, „ich sehe eben, daß es die höchste Zeit ist, mich zu verabschieden. Ein Kamerad von mir . . .“ Er murmelte etwas in seinen blonden Bart, verbeugte sich mit tadellosem Anstand und ging.

* * *

Die folgenden Tage verliefen für die junge Frau sehr unruhig. Der Freund fehlte ihr an allen Enden. Warum war sie nur so hart gegen ihn gewesen? Eine bittere, schmerzliche Reue hatte sie bald überkommen und sie wünschte nichts sehnlicher, als ihn wieder bei sich eintreten zu sehen. Stundenlang saß sie in dem braunen Ripsfauteuil, demselben, in dem sie ihm zuletzt gegenüber gesessen, und haderte mit sich selbst und fragte sich, ob sie ihn wohl für immer verloren hätte? . . .

Aber nein, so ein Mann nimmt die Liebe zu einer Frau, die er zwei Jahre kennt, nicht aus seinem Herzen, wie man eine Rose aus dem Knopfloch nimmt!

Doch die Tage vergingen, der Hauptmann kam nicht wieder.

Und eines Morgens — Frau Elise hatte sich eben an ihren kleinen Schreibtisch gesetzt, um den Freund demüthig selbst zurückzurufen — da kam ein Brief von Laura, die sich seit jenem Abend auch nicht mehr hatte sehen lassen.

Sie schrieb:

Liebe Elise!

Ich bin verlobt, mit Hauptmann Hochstätter! Kannst Du's Dir denken? Gestern auf dem Fest in der japanischen Gesandtschaft hat er mich gefragt, ob ich seine Frau werden will. Ob ich will? ! Ach, liebste beste Elise, Du weißt ja nicht, wie von ganzem Herzen dankbar ich Dir bin! Ich dummes Ding habe ja immer geglaubt, Du wolltest ihn haben! Und siehst Du, ich wäre daran gestorben! Wenn er eine andere, als mich genommen hätte, das hätte ich nicht überlebt . . .“

Vor Frau Elisens Augen verschwammen die großen, steilen Schriftzüge. Sie stand auf und ging mit zitternden Knien ans Fenster.

Draußen wirbelte der Schnee. Und hinausblickend in die weißen, durcheinander fliegenden Flocken murmelte sie leise mit einem bitteren Lächeln:

„Nun — ich werde wenigstens nicht daran sterben.“

Vermischtes.

Den Gipfel des Modernismus hat offenbar der höchste Sicherheitsbeamte in Lyon, ein Monsieur Charles Meyer, Vorstand der Polizeiabtheilung der Rhone-Präfectur, erreicht. Dieser Herr, der aus dem Unteoffizierstande hervorgegangen ist, jedoch in Folge seiner Anschlägigkeit, Klugheit und Gewandtheit im Dienste der öffentlichen Sicherheit rasch eine hohe Rangstufe erklomm, gerieth in der letzten Zeit in den Verdacht, die nationalistische Presse von Lyon mit Amtsgeheimnissen zu versehen, deren Bekanntwerden der Regierung äußerst unangenehm war. Der Präfect wollte wissen, woran er sei. Da Meyer dieser Tage krank war und das Bett hüten mußte, ließ der Präfect durch seinen Generalsecretär die Schlüssel seiner Amtsstube von ihm fordern. Der Beamte weigerte sich, sie herauszugeben. Daraufhin schritt der Präfect zur gewaltsamen Oeffnung des Raumes und nahm in Schubkasten und Schränken eine gründliche Durchsuchung vor. Er machte dabei erstaunliche Entdeckungen. Zunächst fand er äußerst umfangreiche Aufzeichnungen über sich selbst und alle anderen höheren Beamten des Departements vor. Der treffliche Meyer hatte die ihm unterstellten Polizisten hauptsächlich zur gründlichen und ausdauernden Beobachtung seiner Vorgesetzten benutzt, über deren Thun und Lassen lückenlose, nicht gerade wohlwollende Kundschaftsberichte vorlagen.

Aber diese liebevolle Späherarbeit war noch lange nicht alles. Es harrten des Präfecten noch größere Ueberraschungen. Er fand unter dem Schreibtisch, sehr unauffällig angebracht, einen Fernsprecher, dessen Leitungsdrähte zu verschiedenen Stellen der Wände führten und sich in diese verloren. Der Apparat hatte nur einen Empfänger, doch keinen Sprecher, auch war keine Glocke zum Antlingen vorhanden. Es war also ein äußerst ungewöhnliches Werkzeug. Sehr neugierig gemacht, befahl der Präfect, den Leitungsdrähten nachzugehen, was denn auch geschah, und zwar mit dem Erfolge, daß man auf ihrer Spur in das Amtscabinet des Präfecten in seinen Speisesaal und sogar in sein Schlafzimmer gelangte! Unter dem Schreibtisch des Cabinets, hinter der Credenz des Eßzimmers, unter dem Bette des Alkovens waren kleine, aber ausgezeichnet arbeitende Schwingplatten angebracht, zu denen die Leitungsdrähte führten, deren anderes Ende in den Apparat Meyer's mündete. Wenn dieser Musterbeamte in seiner Stube allein war, nahm er seinen Fernsprecher vor und belauschte alle Gespräche, die der Präfect in seinem Cabinet, an seinem Familientisch, ja in der Vertraulichkeit des Schlafgemachs führte.

Dem Präfecten vergingen bei dieser Entdeckung fast die Sinne. Er ordnete sofort eine Untersuchung an, um den oder die Arbeiter ausfindig zu machen, die den tückischen Fernsprecher eingerichtet hatten; bisher hat der Schuldige sich aber nicht greifen lassen. Meyer wird voraussichtlich versetzt werden, aber mit Beförderung; nicht so sehr wegen seiner beruflichen Tüchtigkeit, obschon sie nicht zu leugnen ist, als wegen der verschiedenen Dinge, die ihm sein vorlauter kleiner Fernsprecher aus dem Cabinet des Präfecten zugeraunt hat.

* * *

Nach dem bekannten Studentenlied „Knaster, den gelben“ wäre Apollo der Tabakgott. Andere beziehen das „Apollo“ auf eine Verstümmelung des Namens der Fabrikstadt Apolda. Die Entstehung dieses Studentenliedes wird mindestens in das 17. Jahrhundert zurückgreifen. Nach den Urkunden der Handelszunft der vormals fürstbischöflichen salzburgischen Stadt Mühldorf wurde schon im Jahre 1678 in den kurfürstlich bayerischen Landen von dem eingeführten Tabak ein Aufschlag von 5 fl. auf den Centner erhoben. Dieser Aufschlag wurde Apaldo genannt. Es bestand eine Tabaksamtscommission zu München, deren Mitglieder den Titel „Appaldatoren“ führten. Es äre nun nicht unmöglich, daß das erwähnte Studentenlied im 17. Jahrhundert oder früher in Ingolstadt entstanden ist und gelautet hat:

Knaster, den gelben,
Hat uns Apaldo präparirt.

Die Jena'schen Studenten, welche wahrscheinlich das Wort Apaldo nicht kannten, werden daraus den Namen der Nachbarstadt Apolda gemacht haben. Erst im 18. Jahrhundert scheint dann Apollo zum Tabakgott erhoben worden zu sein.

* * *

Eine Erfindung, die von bedeutendem Werthe sowohl für kriegerische als friedliche Zwecke sein kann, sind die eigenartigen Leuchtbomben, die jetzt von einer ameritanischen Firma hergestellt werden. Sie sollen in erster Linie dazu dienen, größere Flächen des Ozeans zum Zwecke der Rettung Schiffbrüchiger zu beleuchten oder die Entfernung eines feindlichen Schiffes festzustellen. Die Bombe besteht aus einem zylinderischen Stahlkörper, der mit Calcium-Carbid gefüllt ist, der, sobald er in Berührung mit dem Wasser kommt, Acetylengas erzeugt. Das eine Ende der Bombe bleibt über dem Wasser und in dieses Ende sind Brenner eingefügt, die durch eine in der Bombe enthaltene elektrische Vorrichtung angezündet werden. Das so erzeugte Licht soll eine Lichtstärke von 1000 Kerzen haben und wird durch das Wasser nicht ausgelöscht.